Nr. 43 — Leipzig, den 16. Oktober — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Liebe mit der That — Dürers Stellung zur Reformation — Tobias — Bessere Sonntagsfreuden für unser Volk! — Feuerbestattung 1 — Eine Bitte aus der evangelischen Diaspora in Brasilien — Aus England: Von der Heilsarmee; Stille Messen in der englischen Staatskirche — Aus Holland: Der Anführer der Sozialdemokraten; Die Heilsarmee; Bundesgenossenschaft mit Rom — Verschiedenes: Ein Brief des Pfarrers Thümmel; Von den Arbeiterkolonien; Ein guter Geschäftsname; Opferfreudigkeit; Schillers Tell katholisirt

Liebe mit der That

Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. (1. Joh. 3, 18.) —

Christliche Nächstenliebe ist Gesinnung, durch Gottes Liebe in uns erzeugt. Darin liegt der Schlüssel für das Verständnis des eben angeführten johanneischen Wortes. Eine Gesinnung offenbart sich gewiß auch durch Wort und Rede, aber vor allem durch That und Wahrheit. Eine Liebe, bei der nur die Zunge thätig wäre, nicht das Herz, nicht die Hand, verdient nicht Liebe genannt zu werden; sie wirkt nicht, was sie soll; sie ist nicht „Wahrheit," sondern klingendes Erz und tönende Schelle, leere Phrase, wenn nicht Heuchelei.

Und ob der Apostel an solche etwa gedacht hat, die aus Bosheit und Herzenstücke Liebe heucheln, während sie hassen? Schwerlich. Er redet zu Christen. „Lasset uns," mahnt er. Er setzt vielmehr aufrichtige Zustimmung zu dem voraus, was über die Liebe gelehrt wird, ja sogar ein Gefühl von Verpflichtung, das Liebesgebot zu erfüllen; aber er fürchtet, daß man, indem man den Gedanken, die Idee der Liebe gefaßt hat, sich einbildet, schon die Liebe zu haben, daß man, indem man sich für diesen Gedanken begeistert, doch zu keiner That kommt. Johannes warnt vor aller Theorie, er dringt auf Praxis; er will keinen Schein, sondern Wahrheit.

In der That, diese Warnung ist sehr notwendig. Es gilt, sich immer wieder klar zu machen, daß der noch nicht die Gesinnung der Liebe hat, der die Idee der Liebe ergriffen hat; daß der noch nicht liebt in Wahrheit, der doch mit Aufrichtigkeit für das Ideal der allgemeinen Menschenliebe sich begeistert. Ideen an sich sind unfruchtbar, und alle Begeisterung, so aufrichtig sie sein mag, ist doch so lange Selbstbetrug und ein Schein, als aus ihr nicht Thaten erwachsen. Wahrlich, wenn überall da Liebe wäre, wo die Idee der allgemeinen Menschenliebe hochgehalten, gepriesen, gepredigt wird — überwältigendes müßte geleistet sein: die Welt müßte viel von ihrem offenen und stillen Jammer verloren haben. Auch die Antike hatte die Idee der allgemeinen Menschenliebe; aber trotzdem ist es ganz richtig zu sagen: die Liebe selbst hatte sie nicht. Daß alle Menschen zusammengehören als Brüder, haben die Stoiker sehr gut ausgesprochen; aber dieser Satz war eben ein Philosophumenon, ein Stück Philosophie, ein Stück Kopfweisheit; darum trug er keine Früchte. Um praktisch zu werden, mußte dieser Satz als Gewissenspflicht erkannt und gefühlt, mußte die Kraft erst geschenkt werden, ihn zu verwirklichen. Sonst blieb es bei einem Lieben „mit Worten und mit der Zunge" — das schließlich ein Hohn ist auf allen Jammer und das Elend in der Welt.

Es ist doch bezeichnend, daß in der heiligen Schrift der Gedanke von der Zusammengehörigkeit der Menschen theoretisch nirgends sich formulirt oder mit der Schärfe ausgesprochen findet, wie z. B. bei Cicero. Im Gegenteil, die heilige Schrift in ihrer unergründlich tiefen Kenntnis des Lebens und des Herzens predigt die allgemeine Menschenliebe ganz anders, praktisch, konkret, das Gewissen packend. Es ist nirgends zu lesen: Du sollst alle Menschen lieben, sondern: Deinen Feind sollst du lieben, den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden, den Gefangenen besuchen. Da ist die Menschheit nicht in ihrer Allgemeinheit ins Auge gefaßt, — denn nie stehen wir „der allgemeinen Menschheit" gegenüber, — sondern die Mannichfaltigkeit der Menschen, mit denen wir in Beziehung kommen. Diese Art der Darstellung zeigt aber, daß es der Schrift eben immer auf Thaten, nicht auf Ideen ankommt.

„Lieben mit der That und mit der Wahrheit," das also ist rechtes Lieben. Es ist eine feine Wendung, daß der Apostel „mit der Wahrheit" hinzusetzt. Zu lieben mit der That allein genügt auch noch nicht. Die Liebesthat muß „wahr" sein, d. h. sie muß wirklich aus vollem Herzen, aus liebesstarker Gesinnung kommen: nicht nur eine That aus Zwang oder Pflicht, keine Gesetzesthat, sondern eine That des Herzens, des Lebens: wirklich unserm Innersten entstammend; ein Stück von uns selbst. Darum kann der Apostel Paulus schreiben: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mirs nichts nütze."

Und was ist unter den Liebesthaten gemeint? Nur zu leicht denken wir da bloß an die Uebung der Barmherzigkeit. Lieben mit der That heißt viel, viel mehr. Das heißt: die Fehler und Schwächen unsrer Genossen in Familie und Beruf gern tragen; gern vergeben; alles zum Besten kehren; zu jeder Gefälligkeit bereit sein. Lieben mit der That heißt nicht nur Geldopfer bringen, sondern, was oft weit schwerer ist, Opfer an Zeit, an Ruhe und Bequemlichkeit, an Gefühlen und Wünschen des Herzens. Unter diese Thaten der Liebe fallen dann auch „die Worte." Denn ein rechtes Wort am rechten Orte ist eine That. Ist Trost, echter Trost nicht eine Wohlthat für den Nächsten? Ist ein guter, aufrichtiger Rat nicht oft tausendmal mehr wert, als ein Vermögen? Wahrlich, mit Worten lieben im rechten Sinne, für jeden das rechte Wort, das gerade ihm nützt, ihm verständlich ist, finden, ist unendlich schwer, und nur wahre Liebe vermag es.

„Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit." Nur Liebe mit der That hat Wert vor Gott, ist ein Dienst am Nächsten; nur diese Liebesübung wird uns selbst befriedigen. Jede rechte That wirkt auf uns selbst zurück, beglückend und befruchtend. Unser Thun stärkt unsre Gesinnung. Nur eine Liebe, die sich bethätigt, wird daher wachsen und dauern. Und wenn wir immer mehr lernen wollen auch in der Liebe, da ists die Hauptsache, zu lieben „mit der That und mit der Wahrheit." P D

Dürers Stellung zur Reformation

„Die Sucht, Proselyten zu machen, liegt dem modernen Katholizismus so sehr im Blute, daß er selbst die Toten zu

bekehren bestrebt ist.“ Dieses Wort eines Kirchenhistorikers unsrer Tage kennzeichnet treffend ein umfängliches Gebiet der modernen ultramontanen Schriftstellerei. Neben der Sucht, die dunkeln Flecken aus gewissen Partien der Geschichte Roms hinwegzuwaschen, z. B. auch den anrüchigsten Trägern der dreifachen Krone Ehrenrettungen zu Teil werden zu lassen, und der entgegengesetzten, alles, was sonst in der Menschheitsgeschichte glänzt, aber nun einmal nicht auf römischem Boden gewachsen ist, herabzusetzen und in den Staub zu ziehen, steht das Bemühen, große Männer der Vergangenheit, wenn nur die geringste Handhabe sich zu bieten scheint, für die katholische Kirche in Anspruch zu nehmen und ihre Verdienste um Kunst oder Wissenschaft dann auf das Ruhmeskonto Roms zu setzen. Bekannt ist ja, welche Bemühungen gemacht sind und noch gemacht werden, einen Shakespeare zum Katholiken zu stempeln; neuestens hat auch Nürnbergs großer Sohn, Albrecht Dürer, es sich gefallen lassen müssen, aus einem Freunde und Anhänger Luthers in einen guten Katholiken verwandelt zu werden, der nur ganz vorübergehend einmal sich von einer gewissen unklaren Begeisterung für Luther habe anstecken lassen, aber zu seinem Glücke bald wieder sich zurecht gefunden. A. Reichensperger hat zuerst diese Auffassung vorgetragen, Leopold Kaufmann in seiner Biographie Dürers (Freiburg 1886, zweite Auflage) sie dann weiter zu begründen und wenigstens in der katholischen Welt einzubürgern versucht; Joh. Janssen aber hat nicht verfehlt, seine Leser an diesen jüngsten Dürerbiographen zu verweisen, damit sie ungestört sich an der „katholischen“ Kunst dieses Meisters unter den Malern erfreuen könnten.

Nun ist für uns sicherlich die Bedeutung der Kunstwerke eines Dürer nicht von der Frage abhängig, ob der Maler Protestant oder Katholik war; ihr Kunstwert hängt an Gesetzen der Aesthetik und nicht der Religion. Aber freilich, gleichgiltig ist es uns auch nicht bei der Beurteilung des Menschen Dürer, wie sich derselbe zu der größten Frage gestellt hat, welche die Menschen seiner Zeit und nicht zum mindesten seiner Vaterstadt Nürnberg bewegt hat, und auch für das künstlerische Verständnis dieses oder jenes seiner Bilder könnte es doch immerhin von Bedeutung sein, zu wissen, ob des Malers Herz von evangelischem oder von katholischem Verständnis göttlicher Dinge bewegt war. Da ist es denn erfreulich, daß ein Mann, der in gelehrter Forschung wie in dem hier in Betracht kommenden Kunstgebiete gleich heimisch ist, der Erlanger Universitätsbibliothekar Dr. M. Zucker, in einer Schrift, deren Titel der unsers Artikels ist (Erlangen 1886; 1,15 Mk.), diese Frage in sorgsame Erwägung gezogen hat. Und was hat sich ihm ergeben?

Da begegnen wir beim Beginn der Reformation dem Nürnberger Maler in dem Kreise ernster Männer, welche mit Andacht den Predigten des Johann von Staupitz lauschen. In diesem Kreise achtet man alsbald auf die Stimme des Wittenberger Mönches, und schon zu Anfang des Jahres 1518 bezeugt Dürer diesem seine Verehrung durch Uebersendung eines Geschenkes. Ein Jahr darauf läßt er Luther dringend bitten, doch seinen „Sermon von der Buße“ ins Deutsche zu übersetzen. Wieder ein Jahr darnach macht Kurfürst Friedrich der Weise ihm mehrere Büchlein Luthers zum Präsept. Hocherfreut hierüber stattet er in einem Briefe an den kurfürstlichen Geheimsekretär, den bekannten Theologen Georg Spalatinus, seinen Dank ab und bittet hier treuherzig, der Kurfürst wolle sich „den löblichen D. M. Luther befohlen sein lassen von christlicher Wahrheit wegen, daran uns mehr liegt, denn an allem Reichtum und Gewalt dieser Welt, das ja doch alles mit der Zeit vergeht, allein die Wahrheit bleibt ewig. Und hilft mir Gott, daß ich zu D. M. Luther komme, so will ich ihn mit Fleiß konterfeien und in Kupfer stechen, zu einem langen Gedächtnis des christlichen Mannes, der mir aus großen Aengsten geholfen hat, und ich bitte Ew. W., wo D. Martinus etwas neues macht, das deutsch ist, wollt mir's um mein Geld zusenden.“ Dieser prächtige Brief ist uns besonders wertvoll um des Bekenntnisses willen, daß ihm Luther „aus großen Aengsten geholfen“ habe: denn damit wird bezeugt, daß nicht humanistisches Interesse gemeinsamen Kampfes gegen Rom als die Feindin der Wissenschaft, auch nicht nur nationale Begeisterung Dürern in Luthers Gefolgschaft führte, sondern wirklich religiöses Bedürfnis, wirklich die Frage nach der Gerechtigkeit vor Gott. Die auf diesem Wege Luthers Bekanntschaft machen und von seinem Geiste berührt werden, pflegen nicht so leicht wieder sich von ihm zu wenden.

Im Sommer 1520 trat Dürer seine Reise nach den Niederlanden an; sein Tagebuch läßt uns manchen Einblick auch in seine Stellung zur religiösen Frage thun. Da sehen wir, wie er auch auf der Reise neu erschienene Schriften Luthers oder auf ihn bezügliche Novitäten kauft. Berühmt ist ferner die ergreifende Klage, die er auf die Nachricht von Luthers Verschwinden nach dem Wormser Reichstage seinem Tagebuch anvertraute, in der Besorgnis, Luther sei getötet oder mindestens durch Verrat gefangen genommen worden. Da nennt er Luther den „frommen, mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann,“ einen „Nachfolger des wahren christlichen Glaubens.“ „Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und darum, daß er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetze, und auch darum, daß wir unsers Blutes und Schweißes also beraubt und ausgezogen werden und dasselbe so schändlich von müßig gehendem Volke lästerlich verzehrt wird und die durstigen kranken Menschen darum Hungers sterben. Und sonderlich ist mir noch das Schwerste, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen, blinden Lehre will lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie »Väter« nennen, erdichtet und aufgesetzt haben, dadurch uns das köstliche Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird oder für gar nichts gehalten. Ach Gott vom Himmel, erbarm dich unser, o Herr Jesu Christe, bitte für dein Volk, erlöse uns zur rechten Zeit, behalte in uns den rechten, wahren christlichen Glauben, versammle deine weitzertrennten Schafe durch deine Stimme, in der Schrift dein göttlich Wort genannt. Hilf uns, daß wir dieselbe deine Stimme kennen und keinem andern Lockruf, der Menschen Wahn, nachfolgen, auf daß wir, Herr Jesu Christe, nicht von dir weichen. Rufe den Schafen deiner Weide, derer noch ein Teil in den römischen Kirchen erfunden werden, mitsamt den Indianern, Moskowitern, Reußen, Griechen wieder zusammen, die durch Beschwerung und Geiz der Päpste, durch heiligen falschen Schein zertrennt sind worden. Ach Gott, erlöse dein armes Volk, das da durch große Strafen und Gebote gezwungen wird, deren es keins gern thut, daraus es stetig sündigen muß in seinem Gewissen, so es die übertritt. O Gott, nun hast du mit Menschengesetzen nie kein Volk also gräßlich beschwert, als uns Arme unter dem römischen Stuhl, die wir täglich durch dein Blut erlöste freie Christen sollen sein. O höchster himmlischer Vater, gieße in unser Herz durch deinen Sohn Jesum Christum ein solch Licht, dabei wir erkennen, zu welchen Boten [d. h. Geboten] wir zu halten gebunden sind, auf daß wir die andre Beschwernis mit gutem Gewissen fahren lassen und dir, ewiger, himmlischer Vater, mit freudigem, fröhlichem Herzen dienen mögen. Und so wie diesen Mann, der da klarer geschrieben hat, denn nie keiner in 140 Jahren gelebt [das heißt doch wohl: seit Wiclifs Tagen], dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist wiederum gebest einem, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammle, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen, als Türken, Heiden, Calacuten [d. h. Indier] zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. Aber Herr, du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben mußte und vom Tode erstehen und darnach gen Himmel fahren, daß es auch also gleichförmig ergehe deinem Nachfolger Martino Luther, den der Papst mit seinem Geld verräterisch wider Gott um sein Leben bringt: den wirst du erquicken. Und wie du darnach, mein Herr, verhängtest, daß Jerusalem darum zerstört wurde, also wirst du auch diese eigne angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören. Ach Herr, gieb uns darnach das neue gezierte Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon die Offenbarung schreibt, das heilige klare Evangelium, das da nicht mit Menschenlehre verdunkelt sei. Darum sehe ein jeglicher, der da M. Luthers

Bücher liest, wie seine Lehre so klar durchsichtig ist, so er das heilige Evangelium führt; darum sind sie in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen, es wäre denn, daß man sein Widerpart, die allzeit die Wahrheit widerfechten, ins Feuer würfe mit allen ihren Opinionen, die da aus Menschen Götter machen wollen, aber doch, daß man wieder neuer Lutherischer Bücher Druck hätte. O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? Ach Gott, was hätte er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig bitten und beweinen diesen gottgeistigen Menschen, und ihn bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende." Er meint, Erasmus von Rotterdam sei der nächste, der jetzt als Lehrer der Christenheit in Luthers Geist hervortreten solle: das „alte Männchen" solle die ihm noch verbliebene Lebensfrist wohl anlegen und „hervorreiten neben den Herrn Christum," die Wahrheit schützen und die Märtyrerkrone erlangen. „Laß dich hören, so werden der Höllen Pforten, der römische Stuhl, wie Christus sagt, nichts wider dich vermögen." Er schließt: „O ihr Christenmenschen, bittet Gott um Hilfe, denn sein Urteil nahet und seine Gerechtigkeit wird offenbar. Dann werden wir sehen das unschuldige Blut, das der Papst, Pfaffen und Mönche vergossen, gerichtet und verdammt haben. Das sind die Erschlagenen, unter dem Altar Gottes liegend, und schreien um Rache, darauf die Stimme Gottes antwortet: Erwartet die vollkommne Zahl der unschuldigen Erschlagenen; dann will ich richten (Offenb. 6, 9—11)." — Es will uns schwer in den Sinn, daß diese Bekenntnisse nur das Erzeugnis einer unklaren, schnell verfliegenden Augenblicksbegeisterung gewesen sein sollten. Doch sehen wir weiter zu.

In Regensburg war 1519 an der Stelle, wo bisher die Synagoge der Juden gestanden, eine Kapelle zu Ehren Marias erbaut. Das dort aufgestellte Marienbild erwies sich als wunderthätig, und alsbald begann die Wallfahrt zur „schönen Maria in Regensburg". Zur Empfehlung dieser Wallfahrt neuesten Datums wurde ein Holzschnitt verbreitet, der die wunderthätige Marienstatue und die ihre Hilfe erflehenden Gläubigen in großer Prozession darstellt. Ein Exemplar dieses Holzschnittes kam im Jahre 1523 auch in Dürers Hand, und dieser hat seine Meinung über derartigen Kultus eigenhändig darauf geschrieben folgendermaßen: „Dies Gespenst hat sich wider die heilige Schrift erhoben zu Regensburg und ist vom Bischof verhängt worden, zeitlichen Nutzes halben nicht abgestellt. Gott helfe uns, daß wir seine werte Mutter nicht also unehren, sondern [sie ehren] in Christo Jesu. Amen." Wenn wir dann weiter denselben Mann in Beziehungen zu den angesehenen Führern der Reformation hin und her antreffen, wenn er außer mit den Wittenbergern auch mit einem Zwingli in Zürich, einem Capito in Straßburg, ja weiter mit angesehenen Männern in den Niederlanden und in England Verbindung unterhält, so wird deutlich, zu welcher Partei er sich zählt. Schreibt er doch einem dieser Bekannten am Schlusse des Jahres 1524: „Des christlichen Glaubens halber müssen wir in Schmach und Gefahr stehen, denn man schmäht uns »Ketzer.« Aber Gott verleihe uns seine Gnade und stärke uns in seinem Worte; denn wir müssen Gott mehr gehorsam sein, denn den Menschen. So ist es besser, Leib und Gut verloren, denn daß von Gott Leib und Seele in das höllische Feuer versenkt wird. Dazu mache uns Gott beständig im Guten und erleuchte unsern Widerpart, die armen, elenden, blinden Leute, auf daß sie nicht in ihrem Irrsal verderben." Im Jahre darauf wählt er in seinem Buche „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit" doch gewiß nicht zufällig als Musterbeispiel, woran er gewisse Größenverhältnisse der Buchstaben lehren will, das Losungswort der evangelischen Partei: „Das Wort Gottes bleibt ewiglich."

Neben diesen Erklärungen Dürers kommt dann auch wenigstens eins seiner Gemälde als ein unzweideutiges Zeugnis über seine religiöse Stellung in Betracht. Denn daß er einen trefflichen Kupferstich von dem Schirmherrn der Reformation, Friedrich dem Weisen, liefert und mit einer Unterschrift ausstattet, die dessen Liebe zum Worte Gottes rühmt, daß er auch einen Melanchthon zeichnet, das könnte man ja allenfalls noch daraus erklären wollen, daß Kunst nach Brot geht und Werke schaffen muß, die gut verkäuflich sind. Aber ein nicht zu beanstandendes Zeugnis liefern uns seine herrlichen Apostelbilder von 1526, deren Originale jetzt München aufbewahrt. Schon die Unterschriften geben solch Zeugnis; man fand dieselben in München Anno 1627 so anstößig, daß man sie von den Bildern entfernte und dem protestantischen Nürnberg zurücksendete! Hier lesen wir nämlich: „Alle weltliche Regenten in diesen fährlichen Zeiten nehmen billig Acht, daß sie nicht für das göttliche Wort menschliche Verführung annehmen, denn Gott will nicht zu seinem Wort [hinzu]gethan noch davongenommen haben." Und nun folgt als Petri Warnung (und zwar im Wortlaut der Lutherschen Uebersetzung) 2. Petr. 2, 1—3, als Warnung Johannis 1. Joh. 4, 1—3; Paulus warnt mit den Worten 2. Tim. 3, 1—7 und Markus mit Mark. 12, 38—40. Wer nur ein wenig von der Reformationsliteratur kennt und weiß, in wem jene Zeit die Pharisäer wiedererkennt und wo sie die Herrschaft des Antichristen verspürt, der kann nicht zweifeln, daß diese Sprüche im Sinne dessen, der sie zusammengefügt hat, ihre Spitze gegen Rom kehren. Aber noch mehr, die Bilder selber legen Zeugnis ab. Denn da stehen als die beiden großen Hauptzeugen der apostolischen Zeit Paulus und Johannes vor uns, während Roms Apostelfürst, Petrus, nur als Nebenfigur behandelt ist. Man vergleiche nur, wie entschieden hier der Maler mit der von katholischer Tradition den Künstlern vorgezeichneten Apostelrangordnung gebrochen hat und wie sich gegenüber seinen früheren Apostelddarstellungen aus den Jahren vor der Reformation die Paulusfigur künstlerisch zu der des kühnen und trotzigen Glaubenshelden ausgebildet hat — und man wird Dr. Zucker zustimmen müssen, daß diese Behandlung des Gegenstandes nur ein evangelisch gesinnter Maler liefern konnte, dem Paulus die Bedeutung des Heroldes der Glaubensgerechtigkeit gewonnen hat. So sehen wir auch noch in dieser letzten großen Kunstschöpfung Dürers ein Zeugnis seiner Zugehörigkeit zur Reformation.

Anderthalb Jahre darnach stirbt er (6. April 1528). Bestimmte Zeugnisse über seine religiöse Stellung aus der Zwischenzeit besitzen wir nicht. Aber als er stirbt, da klagt Luther selbst in warmen Worten um das Dahinscheiden des Künstlers, den „Christus zu rechter Erkenntnis gebracht und durch ein seliges Ende aus der Zeiten Unruhe hinweggenommen." Und einer der evangelischen Geistlichen Nürnbergs widmet ihm den poetischen Nachruf. Wo liegt in dem allen nur eine Spur eines Rücktrittes zur katholischen Kirche? Und doch erzählt man heutigen Tages den Leuten, daß er noch vor seinem Tode die katholischen Sterbesakramente empfangen habe, daß ihm „die Schuppen von den Augen gefallen" und er ein treuer Sohn der römischen Kirche geblieben sei. Woher will man das wissen?

Schwach und fadenscheinig genug sind die Zeugnisse, auf die man sich beruft. Daß er auf seiner Reise nach den Niederlanden auch die hie und da ausgestellten Reliquien sich ansieht, wird ihm als Verehrung derselben ausgedeutet. Daß er sich entrüstet gegen diejenigen Schwarmgeister erklärt, welche alle religiöse Malerei als Verführung zur Abgötterei verwarfen, wird ihm als Verehrung der Heiligenbilder angerechnet. Daß er auch noch als Evangelischer einige Gestalten der Legende wie den Christophorus gern gemalt hat, wird ihm als Zeugnis für seinen Rücktritt gut gerechnet. Daß auch ein Wilibald Pirkheimer, der sich damals von der einst freudig ergriffenen Reformation wieder abgewendet hatte, von Dürers „seligem" Ende redet, wird in leichtfertiger Interpretation zu einem Zeugnis über den Empfang der römischen Sterbesakramente gepreßt! Besonders aber klammert man sich an einen Brief, den derselbe Pirkheimer zwei Jahre nach Dürers Tode geschrieben. Da lesen wir: „Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht seliger, denn wir hofften, die römische Büberei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden; aber so man zusieht, hat sich die Sache also geärgert [d. h. ist so schlimm geworden], daß die evangelischen Buben jene Buben fromm machen." Hier interpretirt man in schnellem Verfahren: also sind beide, Dürer ebenso wie Pirkheimer, von der Reformation wieder abgefallen, weil sie die Sittenlosigkeit vieler, die sich evangelisch nannten, verdroß. Aber dieses Irrewerden an der Sache des Evangeliums bezeugt doch Pirkheimer

hier nur von sich selbst. Zudem ist Pirkheimer selber gar nicht wieder katholisch geworden, sondern hat nur eine vornehm reservirte, verdrossene Stellung über den streitenden Parteien zu bewahren gesucht, von der aus er auf beide Heerlager, je nach Laune und Gelegenheit, schelten konnte. Endlich läßt uns ein Schreiben Pirkheimers an Dürer noch aus der letzten Lebenszeit des letzteren erkennen, wie Pirkheimer in seinem Freunde den Anhänger am Evangelium erkannte, sich aber bemühte, ihm allerlei böse Folgen der Reformation vor Augen zu führen. Weder ein Irrewerden Dürers an der Sache Luthers ist somit bezeugt, noch gar sein Rücktritt zur katholischen Partei. Der Mann, dem einst Luther „aus großen Aengsten geholfen," war naturgemäß fester und inniger an die Sache des Evangeliums gebunden als sein Freund, der oberflächliche, von religiösen Fragen kaum je tiefer erfaßte Humanist Pirkheimer. Somit überlassen wir den Römischen ihre Freude, einen Dürer zum Konvertiten gemacht zu haben; die Zeugnisse der Geschichte sprechen wider sie. G K

Tobias

Geistliches Schauspiel in fünf Abteilungen von Julius Dietel. Leipzig, Verlag der Buchhandlung des Vereinshauses, 1887. 1 Mk.

Schon Luther urteilt über das Buch Tobias unter den Apokryphen des Alten Testaments: „Ists eine Geschichte, so ists eine feine heilige Geschichte; ists aber ein Gedichte, so ists wahrlich auch ein recht schön, heilsam, nützlich Gedichte und Spiel eines geistreichen Poeten. — Tobias giebt eine feine, liebliche, gottselige Komödie — wie es einem frommen Bauer und Bürger auch übel gehet und viel Leidens im Ehestande sei, aber Gott immer gnädiglich helfe und zuletzt das Ende mit Freuden beschließe. — Und das griechische Exemplar siehet fast also, daß es ein Spiel gewest sei." Kein Wunder darum, daß im Reformationsjahrhundert viele Tobias-Dramen entstanden und da und dort in deutschen Landen aufgeführt worden sind (vergl. Hugo Holstein, „Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts," 1886, Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 14/15. S. 105 ff.).

Mit der Entstehung des „weltlichen" Schauspiels im siebzehnten Jahrhundert und der im achtzehnten Jahrhundert gewonnenen Einsicht in die Erfordernisse eines richtigen Dramas ging aber die Lust zu biblischen Stoffen so ziemlich verloren, die dem Dichter ja ganz besondre Schwierigkeiten bereiten, weil sie die Freithätigkeit der Phantasie in hohem Maße hindern (vergl. das treffende Urteil Uhlands über biblische Dichtungen in Nr. 30, S. 292 d. Bl.), die Dichtkunst aber nicht mehr, wie früher, mit einfacher Versifikation ihr Ziel erreicht zu haben meint. Es ist darum kein leichtes Unternehmen, das Julius Dietel, früher Kantor und Collaborator ministerii in Greiz, derzeit Pfarrer in Hohenheida bei Taucha-Leipzig, mit einem geistlichen Schauspiel „Tobias" gewagt hat, obschon der weniger urkundliche Charakter der Apokryphen dem Dichter viel eher Freiheit gestattete.

Der Inhalt des biblischen Buches ist bekannt: Ein frommer Israelite Tobias war zur Zeit des Untergangs des Nordreiches Israel (722 v. Chr.) nach Ninive deportirt, dort nach früherer günstiger Lage seiner Habe beraubt worden und bei einem frommen Liebeswerke erblindet; seine Frau zweifelt infolge des Unglücks an seiner Frömmigkeit und Rechtlichkeit. Hierüber betrübt, bittet Tobias Gott um den Tod und sendet seinen gleichnamigen Sohn nach Rages in Medien zu seinem Freunde Gabael, bei dem er in glücklicher Zeit eine schöne Summe deponirt hat. Gleichzeitig mit diesem Gebete des Tobias fleht zu Ekbatana Sara, die unglückliche Witwe von sieben Männern, welche alle der feindliche Dämon Asmodi in der Brautnacht aus Eifersucht tötete, wegen der übeln Nachreden und Verdächtigungen, die sie von ihren Mägden deshalb zu hören bekommt, in der Verzweiflung zu Gott um den Tod oder um Erbarmen.

Der Erzengel Raphael wird zur Rettung beider abgeordnet. Der Sohn Tobias findet ihn als Azarja zu seinem Reisebegleiter nach Rages. Ein Fisch, der den Tobias bei einem auf der Reise genommenen Bade verschlingen will, wird gefangen, und es werden Leber, Herz und Galle ihm ausgeschnitten. Vor Ekbatana teilt Raphael-Azarja seinem Gefährten mit, die schöne und kluge Sara, die einzige Tochter Raguels, eines Verwandten, gehöre ihm nach dem Gesetze. Die Bedenken Tobias' werden siegreich überwunden mit dem Hinweis, daß Herz und Leber, in der Brautnacht geräuchert, den bösen Asmodi vertreiben.

Raguel erkennt in dem Jünglinge das Ebenbild seines wohl bekannten Freundes Tobias, giebt ihm seine Tochter Sara, und nach der Anweisung des Freundes wird Asmodi vertrieben. Gebührend will Raguel die Freude des Hauses mit vierzehntägiger Hochzeit begehen; jedoch Tobias wünscht, seinem Auftrage gemäß unverweilt nach Rages zu ziehen, damit seine Eltern sich um sein allzu langes Ausbleiben nicht ängstigen. Da übernimmt der freundliche Reisebegleiter Azarja allein die Ausführung des Auftrages und holt samt dem Gelde auch Gabael von Rages zur Hochzeit.

Reich ausgestattet eilt Tobias mit seiner Gattin zu den schmerzlich wartenden Eltern. Auf Azarjas Rat dem Zuge vorausziehend, heilt er den erfreuten Vater mit der Fischgalle von der Erblindung. Mit siebentägiger Feier wird zu Ninive der Schluß der Hochzeit gemacht.

Azarja schlägt die ihm angebotene Belohnung der Hälfte aller Habe aus und giebt sich endlich als Erzengel Raphael und Abgesandten des Höchsten zu erkennen; nach der Vermahnung zu treuem Gottesdienst und zur Niederschrift dieser außerordentlichen Erlebnisse verschwindet er vor den Augen der Bestürzten.

Tobias der Vater feiert Gottes Hilfe in freudigem Lobgesang, welcher auch prophetische Blicke in die Zukunft enthält. In hohem Alter ermahnt er noch seinen Sohn, Ninive zu verlassen, da Jonas Weissagung vom Untergange der Stadt sich erfüllen werde. Der Sohn gehorcht seinem Worte, nachdem er seine Eltern ehrenvoll bestattet hat, und zieht nach Ekbatana zu den Schwiegereltern. Daselbst hört er noch hochbetagt vom Untergange Ninives.

Obschon es der biblischen Darstellung dieser Erzählung an ansprechenden poetischen Schilderungen und Situationen nicht mangelt, giebt eine einfache Uebertragung in metrische und dialogische Form gleichwohl noch kein Schauspiel. Es bedurfte mannichfacher andrer Anordnung und auch inhaltlicher Umänderung in verschiedenen Punkten, um die Fabel eines Schauspiels zu erhalten. Dies ist nun unleugbar von Dietel in glücklicher Weise vielfach geschehen mit Beibehaltung der wichtigsten Ereignisse der Erzählung und mit gründlicher Verarbeitung aller Momente der überlieferten Form. So konnte z. B. das Abenteuer mit dem Fische nur aus nachträglicher Bezugnahme im Drama zur Kenntnis der Zuschauer gelangen, während es im biblischen Buche der chronologischen Zeitfolge gemäß eingereiht ist; so fehlt aber auch im Drama nicht das Hündlein des Tobias.

Während also für die Anordnung und Umgestaltung des Stoffes im einzelnen dem Dichter sein Lob nicht zu versagen ist, befriedigt nicht in gleichem Maße die Durchführung der Idee des Schauspiels. Dieser Mangel liegt zum größten Teile im Stoffe selbst. Die Lösung des in der Erfahrung der Menschen so häufigen Widerstreites von Frömmigkeit und äußerem Ergehen, des Mißverhältnisses von frommem Wandel mit dem schweren Unglück, das der Fromme durchzumachen hat, beabsichtigt das biblische Buch, gleichwie das Schauspiel von Dietel zu geben. Es ist also ein Problem angefaßt, das schon manche Denker beschäftigt und namentlich auch im Buche Hiob eine ergreifende Behandlung erfahren hat. Das Mißliche für den Dichter bei diesem so wichtigen Problem ist aber dies, daß die Lösung auf dem Boden der alttestamentlichen Religion eine andre ist, als im Christentum. Dort wird das Rätsel gelöst mit dem Erweis, daß schließlich auch nach langem Unglück doch irdisches Glück und Wohlergehen erfolge, hier aber, — wie ja doch diese Rettung in Wirklichkeit nicht die Regel ist, — mit der durch die Zugehörigkeit zum Reiche Gottes gewonnenen Kraft, alles Unglück des Lebens so zu überwinden, daß es für uns kein solches mehr ist, also die Seligkeit nicht zerstören kann. Darum befriedigt auch die nach dem Stoffe gegebene unterchristliche Lösung des Schauspiels

nicht vollkommen, zumal doch hie und da der Dichter auf der Linie der christlichen Lösung liegende Gedanken hat durchschimmern lassen, die das Zurückversetzen auf den alttestamentlichen Standpunkt dem Leser erschweren. Dann aber läßt der apokryphische wie der dramatisirte Tobias zu wenig vom Kampfe des Helden mit allerlei Hindernissen verspüren: der Vater Tobias, der doch die Hauptperson sein soll, greift kaum in die Handlung ein; abgesehen von kleineren gelegentlichen Dialogen mit seiner Gattin Hanna, in welchen übrigens diese recht gut gezeichnet ist, und von einem theologischen Disput mit drei Freunden, zu deren Befriedigung er gleich zu Anfang das Problem dialektisch löst, hat er eigentlich nur zu warten; ohne sein Zuthun, ohne daß er weiter seinen Charakter zu bewähren im Verlaufe der Handlung Gelegenheit fände, ohne einen Konflikt, der das am Anfange für ihn gewonnene Interesse stets im Vordergrunde und recht wach erhielte, geschieht die Lösung durch den Himmelsboten Raphael, der vom sechsten Auftritt der zweiten Abteilung an eigentlich sämtliche Schwierigkeiten löst, nur daß Tobias der Vater in der fünften Abteilung noch einmal seiner Gattin gegenüber seinen festen Glauben bezeugen kann.

Aber wenn auch nicht für den Vater Tobias, so doch für die ganze Handlung wird das Interesse bis ans Ende lebendig erhalten. Manche Szenen machen einen recht frischen Eindruck, und nicht am wenigsten die, welche der Dichter aus dem Eigenen hinzugefügt hat. Zwar so begreiflich auch um des Problems willen die Szene mit den (Hiob nachgebildeten) drei Freunden des Tobias ist, dort ist vielleicht doch zu viel theologisirt, und auch sonst drängt sich zuviel Dogmatik hervor. Zum Besten aber rechnen wir den Monolog Asmodis und vor allem den darauffolgenden Dialog Asmodis und Raphaels, der entschieden ergreifend wirkt und in welchem Raphael siegreich die Knechtschaft des Bösen gegenüber Asmodi vertritt, der für dessen Freiheit einsteht.

Die Verse sind im ganzen fließend; hie und da wirkt die Häufung der Anreden störend, welche ganze Verse in Anspruch nehmen. Summa: Wir halten die Dichtung Dietels für geeignet, manche mit jenem lieblichen Kleinod unter den Apokryphen bekannter zu machen und damit auch zu einer besseren Würdigung der vielfach zu gering geschätzten Apokryphen überhaupt anzuregen. K M

Bessere Sonntagsfreuden für unser Volk!

Der Zentralausschuß für innere Mission in Berlin hat in seinem warmen, eindringlichen Aufrufe unter der Ueberschrift: „Zur Sonntagsfrage," wie er der Nummer 32 unsers Blattes beigelegen und dort in einem besondern darauf bezüglichen Artikel noch eine Unterstützung gefunden, die Aufforderung ergehen lassen, nicht nur an die Beseitigung der Uebel, welche eine rechte Sonntagsfeier hindern, mit Hand anzulegen, sondern auch dazu mitzuhelfen, daß den von der Wochenarbeit Ermüdeten eine rechte Sonntagserholung und Sonntagsfreude ermöglicht werde. Niemals niederreißen, ohne auch wieder zu bauen! Das Aburteilen und Verwerfen ist immer leichter als das Verbessern. Wir haben in unserm Artikel „Moderne Sonntagsfeier" (Nr. 39) die an unsern Sonn- und Feiertagen sich jagenden Feste aller Art als sittlich und religiös verderblich gebrandmarkt, und daß sie auch anderwärts so angesehen werden, beweist die erfreuliche Thatsache, daß innerhalb der letzten Wochen die Bezirksausschüsse zweier Amtshauptmannschaften im Königreich Sachsen — Döbeln*) und Flöha — Bestimmungen getroffen haben, wodurch den Vergnügungen, auf welche die Vereinsmeierei im großen und ganzen hinausläuft, nicht unwesentlich Einhalt geboten wird. In Flöha, einem Orte von etwa 3000 Einwohnern, zählt man nicht weniger als 18 Vereine!*) Wir zweifeln nicht, daß sich eine ganze Reihe von Dörfern und Städten nach dieser Seite recht gut mit Flöha messen könnte. Wenn nun aber die, welche doch in jener Art ihre Sonntagsfreude finden, mit einem scheinbaren Rechte uns entgegenhalten könnten: Und was setzt ihr an des Verworfenen Stelle? nicht dem toten englischen und amerikanischen Sonntage redet ihr das Wort, aber auch nicht unserm lustigen deutschen? was liegt in der Mitte? was gestaltet denn den Sonntag zu einem Sonnentage? — so wollen wir jetzt auf diese Fragen eine kurze, entsprechende Antwort versuchen.

Daß, um sich die leibliche und geistige Spannkraft zu erhalten, der abgetriebene Arbeiter, der angespannte Beamte, der tagaus, tagein von früh bis abends oft unter harter Entbehrung thätige Handwerker, überhaupt jeder in seinem Berufe treue Mensch auch der Freude bedarf, wird niemand leugnen. Gerade in der Freude liegt eine seltsam verjüngende Kraft. Es ist eine Versündigung an dem Nächsten, wenn die Herrschaft ihren Dienstboten, der Meister seinen Lehrlingen, der Fabrikherr seinen Arbeitern, sei es um der eignen Bequemlichkeit oder um des schnöden Gewinnes willen, die frohen Stunden raubt; das heißt nichts andres, als ihnen ein Stück ihres Lebens rauben. Und welchen sozialen Wert die Freude in sich birgt, das hat Schiller in seinem „Liede an die Freude" gesungen: „Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt; alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt." Die heilige Schrift aber fordert wiederholt zu ihr auf. So im Prediger (11, 9): „So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend!" — so im Philipperbriefe (4, 4): „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: freuet euch!" — doch wohl gemerkt, hier wie dort nicht ohne zugleich bestimmte Schranken zu ziehen; hier: „in dem Herrn!" und dort: „wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen!"

Eine Freude „im Herrn," im Blicke auf Gott, soll unsre Sonntagsfreude sein. Das setzt vor allem voraus, daß man am Sonntage sich mit seinem Gotte beschäftigt, zur Kirche kommt, oder aus der heiligen Schrift, dem Gesang- und Gebetbuche wenigstens daheim sich erbaut. Das ist die unerläßliche Grundlage für alle rechte Sonntagsfreude. So lange nicht des Menschen Sein auf etwas Edleres und Höheres gerichtet ist, so lange würde auch einem entsprechenden Ersatze für jene Lustbarkeiten gegenüber die einst von Luther erzählte Fabel ihr Recht haben: Ein Löwe hatte alle Tiere zu Gaste gebeten und ein köstlich, herrlich Mahl zurichten lassen und auch die Sau dazu geladen. Als man nun die köstlichen Gerichte auftrug und den Gästen vorsetzte, fragte die Sau: „Sind auch Kleien da?"

Hier einige Ratschläge zur Beseitigung von Uebelständen. Nach einer Notiz in Nr. 33 dieses Blattes haben beide Häuser der Gesetzgebung des Staates Newyork beschlossen, die zweite Hälfte des Sonnabends als gesetzlichen Feiertag zu erklären. Ob freilich eine ähnliche Einrichtung unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen bei uns einen Erfolg haben würde, dürfte mindestens zweifelhaft sein. So lange gleichzeitig die Schankstätten und Gasthäuser geöffnet wären, würde dadurch dem alten deutschen Laster des Trunkes nur mehr Raum gegeben werden, da an sich schon gerade die letzten Stunden des Sonnabends in oft erschreckender Weise dazu benutzt werden, die Arbeitssorgen der vergangenen Woche hinabzuspülen oder beim Kartenspiel u. dergl. zu vergessen und so einen nüchternen Sonntagsmorgen unmöglich zu machen. Eines andern seitens der Arbeitgeber hie und da eingeführten Gebrauchs aber möchten wir empfehlend gedenken:

---

*) Die Leipz. Ztg. brachte betreffs der Döbelner Beschlüsse folgende interessante Korrespondenz: „Die Dresdner Nachrichten, welche sich mißbilligend über die Verfügung der Amtshauptmannschaft Döbeln ausgesprochen hatten, bemerken heute modifizirend: »Die Verfügung hat ihren Grund darin, daß sich bei den sogenannten geschlossenen Tanzgesellschaften vielfach erhebliche Uebelstände gebildet haben und daß insbesondre diese Gesellschaften zur Umgehung der bestehenden Vorschriften über das öffentliche Tanzwesen benutzt worden sind. Daß behördlicherseits gegen Ausschreitungen dieser Art vorgegangen wird, ist gewiß gut zu heißen; zu bedauern ist nur, daß auch die besseren Gesellschaften durch die Verfügung in ihren Entschließungen beschränkt werden.« Das letztere glauben wir nicht. Unsre »besseren Gesellschaften« könnten im Punkte des guten Beispiels gewiß mehr thun als bisher; aber die an dieser Stelle oft gerügten Ausschreitungen der sächsischen Vergnügungs- und Versammlungswut sind vorzugsweise in den **unteren** Bevölkerungsklassen zu suchen. Die »besseren Gesellschaften« werden daher durch die Verfügung der Amtshauptmannschaft wenig genirt werden."

*) In Berlin sind bei der Polizeidirektion rund 1000 Vereine angemeldet, in München gar 1165. D H

den Lohn nicht erst am Sonnabend, sondern bereits am Freitag oder schon in der Mitte der Woche auszuzahlen. Nach gemachter Erfahrung ist das insofern von erfreulichem Erfolge, als der Arbeiter im Blicke auf die des andern Tages in der Frühe wieder beginnende Arbeit sich viel weniger leicht zur Hingabe seiner Nachtruhe und also zur Verschleuderung seines Geldes hinreißen läßt, als wenn er sich sagen darf, daß er am andern Morgen der Ruhe pflegen und ausschlafen kann. Wer den Sonntagssegen, insonderheit den geistigen Sonntagssegen, ernten will, um durch denselben dann auch eine wahrhaftige Sonntagsfreude zu genießen, den muß der Sonntagsmorgen frisch und fröhlich finden; denn nur ein nüchternes Gemüt erhebt sich zu aufrichtiger Anbetung Gottes. Und das möchten sich auch die sogenannten „besseren Stände“ gesagt sein lassen, damit so bald als möglich die Unsitte verschwinde, Ballfeste, Gesellschaften und leider auch Hochzeiten auf den Sonnabend zu verlegen, nur um den Teilnehmern die nach solchen Festen erforderliche Ruhe und so gleichzeitig die Möglichkeit zu schaffen, jene selbst umso ungestörter in den Sonntagsmorgen hinein ausdehnen zu können.

Sind aber die Vorbedingungen für die Sonntagsfreude gegeben, wie soll nun diese selber sich gestalten? Es liegt auf der Hand, daß unsre Erwägung hierüber sich im wesentlichen auf die niedern Stände beschränken darf. Die Gebildeten können viel leichter als jene selbst die rechten Wege finden. Und wiederum werden sich unsre Betrachtungen auch mehr nur nach außen zu wenden haben; denn wie man sich daheim einen befriedigenden Sonntag bereitet, das versteht jeder, der in seiner Ehe, in seiner Familie glücklich ist, und gehörte er auch unter die Armen und Aermsten. Nur auf die Abwechslung, nach der sich unwillkürlich alle und namentlich die Jugend sehnt und die über die Grenzen des Hauses hinausgreift, wird Bedacht zu nehmen sein, und darauf, wie solchen, die Ehe- und Familienglück entbehren, entsprechender Ersatz geboten werde. Man schaffe an erster Stelle und vor allem im Sommer eine Sonntagsfreude für die Kinder. Die Kinder bilden naturgemäß den Mittelpunkt der Familie. Und wenn es auch, Gott seis geklagt, gewissenlose Eltern genug giebt, denen es leichter wird, ihre Kinder als ihre Freude zu versäumen, und die es über sich gewinnen, Sonntags dem Vergnügen nachzugehen, während jene sich selbst überlassen sind oder sich unbeaufsichtigt umhertreiben und so der Zucht- und Zügellosigkeit verfallen — wir dürfen für sicher halten, daß die natürliche Liebe zu den Kleinen über die Selbstsucht den Sieg erringt, wenn eine Möglichkeit gegeben wäre, daß sich Eltern und Kinder gemeinsam freuen könnten. Das ließe sich leicht erreichen. Wo Schreiber dieses zu Hause ist, bestehen einige Flecht- und Nähschulen mit je 150 armen Kindern. Während des Sommers werden für diese mehrere sogenannte Schulfeste veranstaltet, die ein gemeinschaftlicher Spaziergang einleitet, bei denen dann auf einer Wiese oder in einem Garten einige Stunden lang Spiele gespielt werden und die schließlich mit einem ganz einfachen Imbiß ihren Abschluß finden. Die Eltern beteiligen sich dabei fast durchgehends unter heller Freude, und es ist eine Lust, zu sehen, wie Gesichter, deren Anblick sonst etwas ganz andres verrät, hier einen Ausdruck gewinnen, an dem man deutlich merkt, daß sie befriedigter heimgehen werden, als wenn sie den Tag über im rauchigen Schanklokale, hinter dem Bierkruge und bei den Karten gesessen hätten. Solche gemeinsame Kindervergnügungen ließen sich, wenn es nur jemand in die Hand nehmen wollte, recht wohl öfters ins Werk setzen. Kosten entstehen dabei nicht; wenn, was an sich durchaus nicht immer nötig ist, den Kleinen doch eine leibliche Erquickung geboten werden soll, so werden gewiß alle Eltern freudig ein Scherflein dafür opfern; für etwaige Ausgaben aber, die sich um der Mannichfaltigkeit in den Spielen willen nötig machen sollten, fände sich sicherlich immer ein freundliches Herz. Solche Sonntagsfreude der Kinder ist eine bewahrende und erquickende Macht für Kinder und Eltern!

Schwieriger gestaltet sich die Sache beim Blicke auf die erwachsene Jugend. In ihr regt sich der Drang nach Freiheit, wohl auch nach Ungebundenheit und sinnlicher Lust. Eine Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem hier zu ziehen, ist um deswillen kaum möglich, als nicht selten auch das an sich Erlaubte zur Sünde ausartet und auf der andern Seite allzu enge Schranken nach dem Sprichworte: „Verbotene Frucht schmeckt am süßesten“ leicht noch mehr gefährlich werden. Hinweg aber mit der allzu rauschenden und allzu schalen Lust! Mehr patriotische Konzerte ohne das übliche nachfolgende „Tänzchen“! Dazwischen Ansprachen. Junges Volk hat dergleichen gern, und dabei wird zugleich die heilige Flamme des Patriotismus genährt. Mehr Gelegenheiten, Geschmack und Sinn zu veredeln, und nicht immer nur betäubende und lärmende Gelage! Mit Aufführungen von guten Theaterstücken, von lebenden Bildern oder dergleichen wird dem noch unverdorbenen Gemüte jederzeit mehr gedient sein, als mit der Pflege der nationalen Laster. Ich erinnere mich mit Vergnügen eines hierorts seitens des Jünglingsvereins in Szene gesetzten Weihnachtsspieles und der großen Teilnahme, die dasselbe gefunden. Und damit auch die Klage verstumme, unser Volk singe nicht mehr wie weiland auf den Straßen und Märkten und habe seine Harmlosigkeit verloren — mehr Pflege des Gesanges! Aber nicht um einer Menge von Nebenzwecken willen, sondern um des Gesanges selber willen, und niemand darf zweifeln, daß der Zauber des Liedes seine geheimnisvolle, veredelnde Macht verloren habe.

Und endlich müssen wir auch des gereiften Alters noch besonders gedenken. Damit auch der am besten erziehende und bewahrende, der Familiensinn wieder mehr gehoben werde, sammle man die Zerstreuten durch Einrichtung von Familienabenden, die möglichst vielseitig ausgestattet durch Vorträge aus dem Gebiete der Geschichte, der Geographie, der Mission u. s. w., durch Deklamationen ernster und heiterer Gedichte, durch allerhand Mitteilungen aus dem Leben und Treiben in der weiteren und engeren Welt, doch auch nie der geselligen Unterhaltung entbehren. Wollte man die Teilnehmenden nur zum schweigsamen Dasitzen und Zuhören laden, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, in Pausen sich unter einander auszusprechen und dabei irgend welche Erfrischung zu genießen, so würde freilich das Interesse an solchen Abenden gar bald verschwinden. Die sonst beliebte Weise der Erholung aber auf das richtige Maß beschränkt und zugleich in eine zu Besserem und Edlerem führende Bahn geleitet — was sollte auch das stumpfeste Gemüt und Herz schließlich mehr anregen und erquicken als gerade dies? In den evangelischen Männervereinen werden solche Abende gepflegt. Es ist eine Lust, dort deren Einwirkung zu erkennen. Und doch liegt zweifelsohne eine große Gefahr darin, sie auf dergleichen Vereine zu beschränken. Es werden nimmermehr alle Gemeindeglieder auch Mitglieder der Männervereine werden, und etwa für die Einen nur sorgen, das heißt nichts andres als die Andern zurückstoßen, wohl gar verbittern. Es müssen sich also ganz allgemeine Familienabende gestalten. Die Einladungen dazu dürfen nicht nur an einen bestimmten Kreis, sondern müssen an alle gerichtet werden. Komme, wer will; vielleicht daß sich doch schließlich die ganze Gemeinde immer mehr und mehr, immer fester und inniger zusammenschließt, und die, welche am Vormittag sich gemeinsam im Gebet und unter Gottes Wort vereinigten, auch am Nachmittag und Abend in geselliger, freundschaftlicher und anregender Unterhaltung sich zusammenfinden. Ein Ideal! Und doch ist man ihm hie und da, dann und wann schon recht nahe gekommen. Und wir werden ihm noch näher kommen, wenn unsre nicht geistlichen Gemeindeglieder, die imstande sind, ihren Brüdern und Schwestern Zeit und Geist zu opfern, sich mehr auf ihr allgemeines Priestertum besinnen und kräftig mit Hand anlegen.

Jede Saat freilich wächst unter Sonnenschein und Sturm Scheinbare und auch thatsächliche Mißerfolge dürfen uns nicht verbittern. Ueberall im Reiche Gottes und auch hier wird auf Hoffnung gesät. Wer Früchte ernten will, der muß auch warten können. Wenn aber doch nach und nach der Segen solch echter, rechter Sonntagsfreude, der Segen für Leib und Geist, für Haus und Beruf, für Gemeinwohl und Staat immer deutlicher in die Augen springt, wer wollte zweifeln oder verzagen, daß nicht zuletzt in Rückwirkung des Sichtbaren aufs Unsichtbare, des Irdischen aufs Himmlische immer mehr Augen sehend, immer mehr Herzen weich werden müßten nach dem Sonntagsgebet:

Komm heute in mein Herz,
Du König aller Frommen,
Laß mit dir Segen, Heil
Und Seelenfrieden kommen.
Die Sonne deiner Gnad'
Kehr' heute bei mir ein,
So wird dann dieser Tag
Ein rechter Sonntag sein!

F

Feuerbestattung

1

„Einmal muß es doch Frühling werden, und einmal müssen die edeln, menschenfreundlichen Ziele doch anerkannt werden. Einmal wird doch der Kampf der nackten egoistischen Interessen erlahmen; dann wird das Gewissen der Nation wieder lebhaft erwachen, und dann wird man hinblicken auf diejenigen, die auch in schlechten Zeiten die Fahne des hohen Ideals nicht haben sinken lassen, die sich von ihrem menschenfreundlichen Bestreben nicht haben abbringen lassen!“ Nicht wahr, das klingt volltönend und erhaben? Aber was für ein „hohes, menschenfreundliches Ideal“ ist es, von dem da zu versammelten „Freunden der Wahrheit und der Humanität“ geredet wird? Nichts höheres und nichts geringeres als die Leichenverbrennung! Man kann einige Hochschätzung vor diesen Bestrebungen haben und wird doch mit Achselzucken und Erstaunen, ja mit Entrüstung auf die wunderlichen Blüten schauen, welche durch diesen neuesten Feuerglauben gezeitigt werden. Und der diese Phrasen verübte, war ein deutscher Reichstagsabgeordneter, und der Ort, wo er sie verübte, die deutsche Reichshauptstadt. Freilich muß derselbe im selben Atemzuge sich bitter darüber beklagen, daß im „Reichstag zur Zeit über Butter und ähnliche Sachen diskutirt würde statt über edle, menschenfreundliche Ziele.“ Es handelte sich damals gerade um die Zölle auf landwirtschaftliche Erzeugnisse und ähnliches, kurz, um Lebensfragen des deutschen Wohlstandes. Die Sorge um solche niedere Dinge des alltäglichen Lebens dünkt dem Herrn zu gering zu sein; höher achtet er die edeln, menschenfreundlichen Ideale der Feuerbestattung!

Es sind sonderbare Schwärmer, diese neuesten Freunde der Wahrheit und der Humanität. Statt ruhig und schlicht vornehmlich die rein praktische Nützlichkeitsfrage der Leichenverbrennung zu behandeln und vor allen Dingen den Erweis zu bringen, daß die gesundheitlichen Verhältnisse diese altheidnische Bestattungsweise von unsrer Zeit gebieterisch erheischen, reden sie sich in ein gefühlsschwärmerisches Pathos hinein und kommen sich schließlich wie die einzigen Lichtspender unter lauter heuchlerischen Finsterlingen vor. Wer diesen nämlichen Eindruck gewinnen will, der blättere nur einmal z. B. in einem Jahrgang der „Flamme,“ des Berliner Organs aller dieser Bestrebungen. Was man darin alles über das Grauenhafte der Verwesung, über Moder und Maden, über Leichengeruch und Grabesnacht lesen muß, das ist geradezu komisch. In die schwärzesten Farben tauchen die Herren ihre Pinsel, wenn sie uns die Gräuel der bisher üblichen Bestattungsweise in den „üblichen häßlichen Särgen“ vormalen wollen; aber gar rosig und lieblich lautet alles, was über die reinigende, alles Kranke ertötende Macht des Feuers, über die heilige Glut der Flamme, über die sinnreiche, trostvolle Schönheit der Urne gesagt wird. Wie trieft da alles von poetischen Darstellungen des neumodischen Feuertodes, von dem ein feuriger Anhänger sogar das kühne Wort wagt: „Die ästhetische Bedeutung der Feuerbestattung ist eine unzweifelhafte.“ Konnte sich doch auch ein Jakob Grimm einst erwärmen für „den heitern, der Menschheit würdigen Gedanken der Alten,“ ihre Toten der hellen, reinen Flamme statt der trägen Erde zu überlassen. Das war aber, wenn wir nicht irren, vor der Erfindung des Siemensschen Feuerofens. Gerne geben wir zu, daß in den Schilderungen von dem Leichenbrand der Helden, wie sie etwa bei Homer oder im sächsischen Beowulf uns begegnen, eine hohe Poesie liegt, die übrigens durch die Schönheit der altchristlichen Begräbnisse, wie sie uns in den Schriften der Väter vor Augen treten, recht wohl erreicht, wenn nicht übertroffen wird. Wo aber ist nur eine Spur von Poesie zu finden in der Verbrennungsprozedur, welcher die Leichen im modernen Ofen unterworfen werden? Bei der modernen Leichenverbrennung ist von lodernden Holzstößen, von Blumengewinden und blitzenden Waffen, womit dieselben umhängt würden, keine Rede mehr. Dieses durch Gas erfolgende Austrocknen und langsame Verzehren der Leiche im Ofen hat doch sicherlich mehr den Duft von Fabrik und Maschinen, als von Poesie.

Auch machen sichs die Feuerverehrer zu leicht, wenn sie die Nötigung, zur Leichenverbrennung überzugehen, aus der Thatsache erweisen wollen, daß die Gottesäcker größerer Städte immer wieder zu wenig Raum bieten. Darauf ist geantwortet worden: „So legt eben wieder neue Friedhöfe an.“ Die Antwort ist einfach und treffend, wie schwierig es auch mancherorts sein mag, ihr nachzukommen.

Noch hinfälliger und kaum ernst zu nehmen ist der Grund: die Leichenverbrennung sei deshalb vorzuziehen, weil sie die Bestattung eines Scheintoten, das von manchen so gefürchtete „Lebendigbegrabenwerden,“ unmöglich mache. Das ist allerdings unbestreitbar: wen man verbrennt, der ist vor dem Lebendigbegrabenwerden sicher. Aber wäre es dafür nicht möglich, einen lebendig zu verbrennen? Will man nicht einen Scheintoten verbrennen, so muß man zuvor sorgsam nach den Zeichen des Todes forschen. Thut man dies auch vor der Beerdigung, so ist die Möglichkeit des Lebendigbegrabenwerdens durchaus ausgeschlossen. Daher denn auch die Feuerfreunde vor allen Dingen auf eine peinliche Leichenschau dringen — ein Bestreben, gegen welches niemand etwas einzuwenden haben wird. Obwohl es Ketzer giebt, welche behaupten, es sei überhaupt noch nie jemand aus Versehen begraben worden und die gräßlichen Geschichten davon seien samt und sonders — Poesie.

Dagegen scheint von Gewicht zu sein **der** Grund, welcher von den Anhängern der Feuerbestattung als ihr **vornehmster** aufgeführt wird: daß die Friedhöfe bei der jetzt üblichen Art der Bestattung eine stete Quelle der Verunreinigung von Luft, Boden und Wasser und damit eine sehr häufige Veranlassung schwerer Erkrankungen und vieler Todesfälle seien, daß dagegen die Verbrennung der Leichen durchaus keine nachteiligen Folgen für die öffentliche Gesundheit habe. Die Richtigkeit dieser Behauptung zu prüfen, steht natürlich hier nicht uns zu, sondern Fachmännern, und es ist darüber von Aerzten und Hygienikern auch schon viel verhandelt worden. Diese Verhandlungen, die ich selbst aufmerksam verfolgt habe, die ich aber naturgemäß hier nicht ausführlich wiedergeben werde, haben meines Erachtens nur das eine klar gezeigt, daß die Herren sich selbst über die Sache noch nicht im mindesten klar sind. Da stehen sich berühmte Namen schroff gegenüber, von denen jeder natürlich Recht hat; sodaß klar hervorgeht, daß von einer unbestreitbaren Notwendigkeit der Feuerbestattung nach dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft absolut keine Rede sein kann. Die zuletzt von einem Fachmann ausgegangene Schrift: „Schädigen die Kirchhöfe die Gesundheit der Lebenden?“ von Dr. med. **Rudolf Müller** wendet sich wieder sehr kräftig gegen die Leichenverbrennung und weist nach, die Leichenverbrennung sei unnötig, weil richtig angelegte Kirchhöfe die Gesundheit durchaus nicht gefährden*); sie sei widernatürlich, weil dem Naturprozeß durch eigenmächtige

---

*) Professor **Pettenkofer** sagte in seiner Rede vor dem sechsten internationalen Kongreß für Hygieine und Demographie u. a.: „Wie leichtgläubig hat man einst die Ursachen großer Sterblichkeit in den Gräbern der Verstorbenen, in den Friedhöfen gesucht! Seit man aber Wasser und Luft und Boden auf den Friedhöfen genauer untersucht und über Morbidität und Mortalität in der Nähe derselben genauere Rechnung führt, ist man ganz andrer Ansicht geworden. Das Wasser aus Brunnen, welche auf Friedhöfen gegraben sind, findet man in der Regel viel reiner, als das aus Brunnen in der von Lebenden bewohnten, sonst gleich beschaffenen Umgebung. Miquel hat in verschiednen Friedhöfen von Paris Röhren in den Boden geschlagen, die Gräberluft angesaugt und sie stets frei von Mikro-Organismen, nicht nur von pathogenen, sondern auch von sonstigen Spaltpilzen gefunden. Professor Hofmann und Medizinalrat Siegel aus Leipzig haben bei der Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, welche vor einigen Jahren hier in Wien tagte, zum Erstaunen vieler, vielleicht auch zum Aerger einzelner, als Resultat mitgeteilt, daß man von keinem einzigen Friedhofe in Sachsen, welcher einem wie gewöhnlich geregelten Betriebe unterlag, eine Gesundheitsschädlichkeit nach irgend einer Richtung nachweisen könnte.“ D H

Zerstörung vorgreifend; ja sie sei gemeingefährlich, weil die völlige Zerstörung der Leichen dem Verbrechen ermutigende Sicherheit gewähre. In der That widerstreitet heute vor allem die Rechtspflege der Leichenverbrennung im Interesse der öffentlichen Sicherheit, weil dadurch die Nachforschung nach bestimmten Verbrechen (z. B. Vergiftung) geradezu unmöglich gemacht oder ihr wenigstens die sicherste Grundlage genommen wird.

Suchen wir nach einem sachverständigen Schlußurteil über den gegenwärtigen Stand der Leichenverbrennungsfrage von unbefangen wissenschaftlichem Standpunkte aus, so finden wir dasselbe in den Worten eines Gelehrten (Uffelmann): „Fasse ich das Ergebnis zusammen, so geht es dahin, daß bei uns die Leichenverbrennung niemals obligatorisch werden kann, obgleich sie hygienische Vorzüge vor der Beerdigung hat, daß sie unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt werden, in Zeiten schwerer Epidemien zur Verhütung der von den Leichen drohenden Ansteckungsgefahr sogar empfohlen werden, immerhin aber nur in beschränktem Umfange zur Anwendung kommen kann."

Das klingt nun freilich etwas nüchterner als das Gerede von dem hohen, menschenfreundlichen Ideal, wie wir's aus dem Munde des Volksvertreters gehört haben. Mag die ganze Sache also der Erwägung wohl wert sein, das Vaterland und der Fortschritt der Kultur ist doch noch nicht in Gefahr, wenn der Reichstag mehr über Butter als über solche edle, menschenfreundliche Ziele diskutirt. Gegen diese ruhigere Auffassung der Sache hilft alles Sträuben und Deklamiren nichts, wenn wir auch durch solches kaltherzige Urteil über diese moderne brennende Frage bei deren Freunden natürlich auf die unterste Stufe jener Finsterlinge herabsinken, die für die „nackten egoistischen Interessen" kämpfen. R B

Eine Bitte aus der evangelischen Diaspora in Brasilien

Es geht uns aus M.-Gladbach folgende Denkschrift zu, die wir gern veröffentlichen:

Brasilien ist für die helfende Bruderliebe nicht zu weit von hier; die ganze Erde ist des Herrn; in wirtschaftlicher Beziehung ist es sogar ein Vorzug, daß in so weiter Entfernung von Deutschland Glaubensgenossen deutschen Stammes und deutschen Herzens wohnen. — Es ist gewiß nicht im Sinne Jesu gehandelt, wenn wir einen schwarzen Heiden zu Ihm bekehren und dabei gleichgiltig zuschauen, wenn ein weißer Christ wiederum zu einem Heiden wird. Je größer die Verantwortlichkeit des letztern ist, desto mehr barmherzige Liebe sind wir unserm Fleisch und Blut schuldig. Sind wir auch verpflichtet, unsre Lindigkeit allen Menschen kund werden zu lassen, so ist es doch ein ausdrückliches Gebot desselben Apostels, allermeist den Glaubensgenossen zu dienen.

Vor jetzt fünfzig Jahren gründeten Industrielle des Städtchens Langenberg im Rheinland eine „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika," weil sie es für ihre Gewissenspflicht hielten, denen zum Aufbau ihrer Kirchen- und Schulverhältnisse zu helfen, mit denen sie Handel trieben. Diese Gesellschaft ließ auf ihre Rechnung Geistliche ausbilden und sandte sie nach Nordamerika, wo sie zur Gründung der Wisconsin-Synode viel beigetragen hat. Da die kirchlichen Zustände im Norden sich rasch besserten, so verband sich die Gesellschaft vor einigen Jahren mit einem Komitee, welches im gleichen Sinne für Brasilien arbeitete, und seitdem nennt sie sich „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika." Meines Wissens hat sie bisher 33 Geistliche nach Südamerika ausgesandt, von denen gegenwärtig in Brasilien noch etliche zwanzig, in Chile vier arbeiten. — Die dortigen Gemeinden unterhalten fast ausnahmslos ihre Geistlichen selbst und haben zum Teil große Opfer gebracht, Kirchen und Schulen, Pfarrhäuser und Lehrerwohnungen zu bauen. Die Evangelisationsarbeit ist von Gott gesegnet worden; Gottes Wort und die Sakramente werden hoch gehalten; es mehrt sich christliche Zucht und Sitte, und es entfaltet sich ein reger kirchlicher Eifer. Im Jahre 1886 ist in der südlichsten Provinz Brasiliens die „Riograndenser Synode" gegründet, welche in diesem Jahre unter Gottes Segen getagt hat und unsern Gemeinden sicherlich zum Segen gereichen wird.

In Brasilien leben etwa 200000 Deutsche und Nachkommen von Deutschen, von denen die Hälfte evangelischen Bekenntnisses sein mag; unter diesen wirken gegenwärtig nur 31 ordinirte Geistliche — eine Zahl, welche besonders um deswillen völlig ungenügend ist, weil die Deutschen zum Teil sehr weit über das Kaiserreich zerstreut sind, das an Größe dem Erdteil Europa nicht viel nachsteht. Mehrere Gemeinden, sowohl in Küstenstädten, wie in den Kolonien, sind zu besetzen, und in den meisten Fällen muß die Evangelische Gesellschaft die teure Ueberfahrt des Pfarrers bezahlen. Außerdem aber giebt es Tausende evangelischer Deutschen, welche in völliger Einsamkeit oder umgeben von Katholiken wohnen. Sie haben in Brasilien noch nie einen Geistlichen ihres Glaubens gesehen; ihre Kinder werden der katholischen Kirche zugeführt, der sie sich selbst anschließen, oder sie leben ohne Kirche und Schule dahin. Besonders zählt die Provinz Rio Grande do Sul viele solcher recht eigentlich in der Diaspora lebenden Glaubensgenossen. Es ist notwendig, ihnen Reiseprediger zu senden, damit sie sich nicht alle national von uns entfremden, noch ihren Glauben einbüßen. Diese Geistlichen müssen aber zum Teil von der Mutterkirche besoldet werden. Aehnliche Zustände finden sich auch in den Republiken Südamerikas.

Nachdem die Jesuiten aus dem Deutschen Reich vertrieben sind, haben sie sich in die deutschen Niederlassungen im Auslande zurückgezogen. Den Kampf gegen sie auf kirchlichem Boden werden wohl die einzelnen Gemeinden allein kämpfen müssen; doch darf die Bitte gewiß am Platze sein, uns mit geeigneten Schriften, namentlich auch zur Verteilung, versehen zu wollen. Hauptsächlich aber spielt sich der Kampf auf dem Gebiete des Schulwesens ab. Allein in S. Leopoldo leben etwa 25 Jesuiten, und diese haben seit etwa zwanzig Jahren fast ununterbrochen gebaut, wahre Schulpaläste aufgeführt, und besitzen jetzt fast ein ganzes Stadtviertel. Aehnliche Anstalten für Mädchen besitzen neben ihnen die Franziskanerinnen. Diese höhern Lehranstalten sind gut besucht, jede von ihnen hat etwa anderthalbhundert Pensionäre. Und bei der in noch vielen evangelischen Familien herrschenden Gleichgiltigkeit gegen die eigne Konfession und bei dem Mangel einer entsprechenden Konkurrenz auf evangelischem Gebiete ist es nicht zu verwundern, daß auch viele unsrer Glaubensgenossen ihre Kinder in diese Anstalten schicken, deren oft ausgesprochener Zweck es ist, die evangelische Kirche vernichten zu helfen. Unter großen Opfern und unterstützt durch die treue Arbeit des Herrn Pfarrers W. Ehemann und andrer Lehrer habe ich in völlig ungeeigneten, dazu viel zu engen Räumen seit mehreren Jahren eine Schule unterhalten, welche augenblicklich Zöglinge von zehn bis sechzehn Jahren besitzt, und sie sowohl für einen bürgerlichen Beruf wie zum Studium vorbereitet. In bisheriger Weise diese Arbeit fortzusetzen geht nicht mehr; der Bau eines eignen Gebäudes für Schulräume, Pensionat und Lehrerwohnungen ist ein unabweisbares Bedürfnis. Und wenn ich zur Erlangung der Kosten von etwa 50000 Mark für den Bau und die innere Einrichtung mich an die Muttergemeinden in Deutschland wende, so ermutigt mich dabei der Umstand, daß nicht bloß die Jesuiten, sondern auch die in Brasilien arbeitenden Presbyterianer und Anglikaner die für gleiche Zwecke nötigen Summen auf die liberalste Weise zugesendet erhalten.

Damit hängt eng zusammen die Sorge für die Kinder der evangelischen Geistlichen. Schon mancher treue Diener des Evangeliums hat Brasilien verlassen, weil die Ausbildung seiner heranwachsenden Kinder nicht sicher gestellt war und sich ihm sowohl in Nordamerika, wie auf dem Missionsfelde die Aussicht eröffnete, daß bei seinem Ableben für seine Witwe und seine Kinder auskömmlich gesorgt sei. Allerdings haben die Geistlichen von Rio Grande do Sul eine Unterstützungskasse unter sich gebildet; aber bei der geringen Zahl ihrer Mitglieder, wie angesichts der nicht hohen Einnahmen derselben ist sie nicht in der Lage, die Zukunft unsrer Familien sicher zu stellen. Die Evangelische Gesellschaft hat daher einen Jubiläumsfonds zur Versorgung resp. Erziehung der Witwen und Waisen südamerikanischer Prediger gestiftet, und sie hofft, daß dieser kleine Fonds von 1000 Mark bald auf das Zwanzigfache wachsen werde.

Bei so mancherlei großen und dringenden Bedürfnissen fällt es mir schwer, noch daran zu erinnern, daß die meisten unsrer Kirchen einer würdigen Ausstattung für Altar und Kanzel entbehren und häufig nur gläserne Gefäße für die heiligen Sakramente besitzen; es ist ja zudem auch Sache der betreffenden Gemeinden, in dieser Hinsicht eine Besserung vorzunehmen. Doch würde es große Freude hervorrufen und das Band des Glaubens stärken, wenn die evangelische Bruderliebe auch in diesem Punkte unsrer gedenken wollte; ich möchte nur die Bitte beifügen, solche Gaben, falls nicht besondre Beziehungen zu einzelnen Gemeinden oder deren Geistlichen vorhanden sind, dem Vorstande der Riograndenser Synode zuzuweisen, damit derselbe auf der Synodalversammlung über die Verteilung bestimmen lasse und auf diese Weise ein weiteres Mittel besitze, das Interesse an der Synode zu stärken und zu kräftigen.

Wir haben viel Geld nötig zur gesegneten Fortführung unsrer in nationaler wie religiöser Beziehung gleich wichtigen Arbeit. Es ist darum wünschenswert, daß der kleine Kreis der Freunde in Langenberg und im Wupperthale, welche bisher mit großen Opfern der vorhandenen Not entgegengearbeitet haben, sich über ganz Deutschland erweitere. Jede Gabe ist willkommen, und viele Wenig machen ein Viel! Mitglied der Gesellschaft wird man durch Zahlung eines Jahresbeitrags von mindestens 4 Mark, wofür man das Organ des Vereins „Der deutsche Ansiedler" unentgeltlich zugesandt erhält. Da aber die augenblicklichen Bedürfnisse der Arbeit so sehr groß und dringend sind, so weiß ich mich im Einverständnis mit dem Vorstande der Gesellschaft, wenn ich an den Patriotismus, wie an die evangelische Glaubensfreudigkeit gerade der Begüterten appellire und um Zuwendung von größeren Summen bitte. Sendungen und Anfragen wolle man richten an den Kassirer, Herrn Fr. Kämpfer-Barmen (Missionshaus), an den Agenten, Herrn Pastor Reich-Langenberg, oder durch einen der genannten Herren an den Unterzeichneten, der bis Ende Oktober im Interesse der Sache Deutschland zu bereisen gedenkt.

M.-Gladbach, 29. August 1887.

Dr. Wilh. Rotermund,
Pastor der ev. Gemeinde von S. Leopoldo, Brasilien.

Aus England

(Von der Heilsarmee) Die Heilsarmee hat im Juli dieses Jahres ihr zweiundzwanzigstes Stiftungsfest gefeiert. Sie rühmt sich, daß in den fünf Jahren, seit sie ein ähnliches Fest in dem Alexandrapalast bei London begangen, die Zahl der Korps von 320 auf 2212 gestiegen sei. Das Fest ist wiederum eine jener großen Schaustellungen gewesen, die in demselben Maße die Aufmerksamkeit des Volkes in England auf sich ziehen, wie sie uns Deutsche immer aufs neue fühlen lassen, daß für uns die ganze Bewegung etwas Fremdes, Abstoßendes hat. Machen da zehntausend Menschen, Männer und Frauen, halbwüchsige Burschen und Mädchen, vor ihrem General Parademarsch, in den buntesten Farben, mit den abgeschmacktesten Namen — Beelzebubs Bombardiere, Freundliche Zauberer, Palmenschwinger, — und immer weiter wird die eine Idee ausgesponnen, daß sie eine Armee sind wie die englische Armee. Da treten Leibgardisten, Schotten, indische Soldaten auf, gerade wie im Heere der Königin Viktoria. Tausend Instrumente sorgen dafür, daß das Ohr betäubt werde. Und all das zur Ehre Gottes, und als sei die Heilsarmee die wahre und rechte Verkündigerin des Heiles.

Wir Deutschen, richtiger wir evangelischen Deutschen, verstehen solches Schaugepränge nicht. Aber gerade diese öffentlichen Aufzüge, diese Karikatur einer militärischen Einrichtung sind das stärkste Anziehungsmittel der Heilsarmee. Denn der Engländer liebt auf seine Weise Uniform und Heereswesen in demselben Maße, wie der Deutsche. Die Heilsarmee kann man geradezu mit den Volunteers, den Freiwilligenregimentern, in Parallele setzen. Wie Tausende aus mehr begüterten Ständen ihr Vergnügen daran finden, an Feierabenden und Feiertagen auf einige Stunden Soldaten zu sein, so können die niedern Stände ihre Lust zum Soldatenwesen in der Heilsarmee befriedigen. Und solche äußere Gründe wollen beim Urteil über diese eigentümliche Erscheinung des religiösen Lebens gar sehr in Betracht gezogen werden. Eine Bewegung, die so mit dem äußern Scheine rechnet, deren Träger so grundsätzlich geschichtliche und natürliche Ordnung verachten, muß auch mit dem äußern Scheine fallen; mögen ihre Urheber noch so edle und wahre Charaktere sein, mag noch so viel Geld von allen Seiten, gesammelt oder frei geschenkt, zusammenfließen, an einen dauernden Bestand oder gar an eine geschichtliche Bedeutung der Heilsarmee vermögen wir nicht zu glauben. Noch weniger möchten wir auf sie hoffen. Denn ihr sittliches Ideal und ihre religiöse Anschauung sind ebenso ungesund wie ihre Organisation. Am allerwenigsten hat die Heilsarmee aber Anspruch darauf, in unserm Sinne evangelisch zu heißen. Man mag der Thatkraft, dem Ernste und nicht zum wenigsten der Klugheit großes Lob zusprechen, welche sich in den Leitern der Heilsarmee zeigen; aber wir evangelischen Deutschen können die ganze Bewegung weder bewundern noch fürchten.

Ein neues Gebiet hat sich die Heilsarmee in Indien gesucht. Dort arbeitet sie nach General Booths Worten mit hundertundzwanzig englischen und achtzig eingebornen Missionaren. Der General thut sich viel darauf zu gute, daß seine Mission so viel einfacher und billiger sei, als alle die alten Missionen. Diesen koste die Ausstattung eines Missionars zwei- bis dreitausend, seine Erhaltung jährlich dreitausend Mark: er rechne auf Ausstattung nur dreihundert, auf Erhaltung nur einhundert Mark. Denn seine Boten gingen genau nach des Herren Wort, ohne Beutel noch Tasche, barfuß, mit Sandalen, nährten und kleideten und geberdeten sich als Eingeborne und erbettelten ihr Brot an den Thüren. Mit Lehren bemühten sie das Volk nicht, sondern erzählten ihnen einfach von Jesu Liebe und davon, daß er sie zu Dienern haben wollte. Wir können wieder dem persönlichen Opfermute dieser Männer unsre Bewunderung nicht versagen. Aber wir werden uns nicht darin irre machen lassen, daß zur schweren Arbeit eines Missionars Opfermut und persönliches Christentum allein noch nicht genügen, sondern daß dieselbe eine gründliche und tiefe eigne Ausbildung zu dem besondern Berufe fordert. Niemals aber werden wir die Güte einer Mission einfach nach ihrer Billigkeit bemessen. J B

(Stille Messen in der englischen Staatskirche) Von der Gefahr eines Rückfalls in römisches Wesen, die der englischen Staatskirche durch die Thätigkeit der ritualistischen Partei droht, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, wie Pfarrer der Staatskirche ungescheut und öffentlich eine kirchliche Feier des Abendmahls halten, die nichts andres ist als die römische Messe. Ein Augenzeuge berichtet aus St. Ives bei Cambridge, wie er an einem Mittwoch Morgen zur öffentlich bekannt gemachten Zeit in die Allerheiligenkirche gegangen sei. Da bereitet ein Hilfsgeistlicher den Abendmahlstisch; dann erscheint er wieder mit dem eigentlichen Pfarrer, beide in besondrer Kleidung zur Abendmahlsfeier. Sie verbeugen sich vor dem Abendmahlstische und knieen nieder. Niemand von der Gemeinde ist zugegen außer dem (fremden) Berichterstatter, nicht einmal Thürschließer oder Küster. Der Pfarrer liest die Abendmahlsliturgie und nimmt genau die wechselnden Stellungen ein, wie der römische Messedienst sie vorschreibt. Beim Schluß der Evangeliumsverlesung küßt er das Evangelienbuch; bei dem Glaubensbekenntnis macht er eine Verbeugung, als er an den Abschnitt von der Fleischwerdung kommt. Der Hilfsgeistliche reicht die Elemente dem Pfarrer zur Konsekration hin, und der Pfarrer allein kommunizirt: — die römische Messe in der englischen Kirche! Und das ist kein einzelner oder wenig beachtenswerter Fall. Der betreffende Pfarrer ist vor einigen Wochen zum Pfarrer einer der größten und bedeutsamsten Londoner Kirchen, St. Pancras, von dem Kapitel der Paulskathedrale ernannt worden, und die Furcht ist nicht unbegründet, daß er dort in eine ganz anders gerichtete Gemeinde das ritualistische Wesen einführen wird. Dieser eine Fall giebt uns ein Bild von den Gefahren, in denen die englische Kirche steht, und von den Kämpfen, die in ihr auszufechten sind. Denn die englische Staatskirche hat weit mehr das römische Wesen unter ihren eignen Gliedern zu fürchten, als den offenen Abfall einzelner zu Rom. J B

Aus Holland

(Der Anführer der Sozialdemokraten) Nachdem zuerst die vielen Bittschriften zur Freilassung des Herrn Domela Nieuwenhuis durch die Regierung abgeschlagen waren, ist er am Geburtstage unsrer Kronprinzessin (den 31. August) plötzlich aus dem Gefängnisse in Utrecht entlassen und in Freiheit gesetzt worden. War es während seiner Gefangenschaft ziemlich ruhig in unserm Lande, so fanden gleich nach seiner Freilassung in den Städten, wo er sich zeigte, z. B. in Utrecht und Rotterdam, ärgerliche Szenen statt. Er ist ins Ausland gegangen, wie man sagt, zur Erholung seiner im Gefängnisse heruntergekommenen Gesundheit. Vgl. Nr. 41, S. 400. v B

(Die Heilsarmee) Auch in Holland ist vor einiger Zeit die Heilsarmee erschienen. Sie hat ihre Zelte in Amsterdam aufgeschlagen und wird von dort aus ihre Wanderung durch unser Land unternehmen. Auch in einzelnen andern Städten, z. B. in Harlem, haben die Soldaten der Armee ihr Werk schon angefangen. Ihre Absicht ist, jetzt in die verschiednen Provinzen Truppen auf Kundschaft auszusenden, welche ziemlich frei in ihren Handlungen sind, aber dafür sorgen müssen, genaue Nachrichten in das Hauptquartier zu schicken. Einstweilen wird die Armee nicht mit großer Sympathie empfangen. Unser Volk ist für so etwas zu phlegmatisch, zu nüchtern. Es ist aber zu bedauern, daß die Heilssoldaten in Amsterdam von dem Pöbel allerlei Unannehmlichkeiten erleiden, so selbst, daß einer der Offiziere, Herr Tyler, dieser Tage durch jemanden dermaßen mit einem Stück Holz auf den Kopf geschlagen wurde, daß er blutend und bewußtlos zur Erde fiel. In dieser Weise macht man die Mitglieder der Heilsarmee zu Märtyrern und wird gerade dasjenige befördern, was man verhindern will. v B

(Bundesgenossenschaft mit Rom) Die sogenannte anti-revolutionäre Partei in Holland, an deren Spitze Dr. Kuyper steht, hält seit einigen Jahren innige Verbindung mit den Ultramontanen. Von verschiednen Seiten hat man schon darauf gewiesen und davor gewarnt. Natürlich hat Rom seinen Vorteil davon, und die „Antirevolutionären" verlieren zum Schlusse ihre Selbständigkeit. Das ist in den letzten Tagen wieder sehr stark ans Licht getreten. In der ersten Kammer gab es bisher nur einen Antirevolutionären, jedoch viele römische Katholiken. Anstatt nun in Utrecht, von wo aus man diesen einzigen Antirevolutionären abordnete, zwei Mitglieder dieser Partei zu wählen, haben die Antirevolutionären in den Staaten von Utrecht für die zweite Stelle einen Ultramontanen gewählt. So bietet man von der reformirten Seite Rom hilfreiche Hand. Das sollten unsre Väter wissen! v B

Verschiedenes

(Ein Brief des Pfarrers Thümmel) Die Westdeutsche Zeitung vom 4. Oktober brachte folgenden Brief des Pfarrers Thümmel an ihren Verleger Wiemann, seinen Mitverurteilten im Elberfelder Prozeß:

Remscheid, 3. Okt. 1887.

Mein lieber Freund! Sie wünschen den Wortlaut der Stelle meiner auf dem Feste des evangelischen Arbeitervereins zu Weimar gehaltenen Rede, welche „die große Erregung hervorgerufen hätte"? Zunächst wollen Sie zugestehen, daß die Erregung über falsche Wiedergabe meiner Worte nicht durch diese letzteren selbst, sondern erst durch die Nachricht hervorgerufen wurde, daß schon wieder ein Staatsanwalt gegen mich einschreiten wollte. Sodann aber freue ich mich, daß jetzt viele verständige Männer zuerst fragen: was ich denn wirklich gesagt hätte, aber nicht gleich in das oberflächliche Absprechen auch der nicht ultramontanen Presse einstimmen. Bei unserm gemeinsamen Prozesse in Elberfeld war das noch nicht so; nur wenige hatten meine Schrift gelesen, fast alle schalten sie, auch ohne zu wissen, was eigentlich darin gesagt war. Hoffentlich verliert sich diese evangelische Disziplinlosigkeit, einander zu verurteilen, bevor man weiß, was eigentlich gesagt oder geschrieben worden ist, immer mehr!

Hier ist der Wortlaut der vielbeschrieenen Stelle meiner Rede vom 11. September, wie ich ihn an demselben Abend auf der Heimfahrt zu den einzelnen Punkten fixirt habe, und wie ich die einzelnen Stücke desselben bald in diesem, bald in jenem Zeitungsbericht wiederfinde:

In einer Gedankenreihe warnte ich zunächst vor dem romantisch scheinenden Katholizismus; im praktischen Leben erscheine dieser romantische Katholizismus in der Gestalt sehr höflicher Priester. „Vor den höflichen Priestern hütet euch am meisten! Es ist eine alte Regel, daß die Menschen, die außerhalb ihres Hauses übertrieben höflich sind, in ihrem Hause tyrannisch und grob sind! Ich habe das lernen müssen, als ich als Pfarrer in der spanischen Ecke Deutschlands war, dort in Geldern, eine Stunde von Kevelaer entfernt; dort brach ich ein Stück nach dem andern meiner früheren Bewunderung für die katholische Kirche, für ihre Mystik und Romantik ab. Will man überhaupt den Katholizismus recht kennen lernen, so muß man ihn da aufsuchen, wo er, wie in den romanischen Ländern, chez soi, d. h. bei sich zu Hause ist; dort, wo er unbeobachtet und ohne die beaufsichtigende Konkurrenz des Protestantismus ist, kann man es verstehen, warum das Antichristentum in der Gestalt eines Tieres als zu seiner Vollendung gekommen, geschildert

wird, dort ist der Katholizismus bisweilen tierisch; ich wiederhole für die im Saale anwesenden ultramontanen Späher: tierisch, viehisch! Und wenn hier in Deutschland der Katholizismus noch nicht so tief gesunken ist, es droht solches Wesen doch jetzt schon mit aller Macht auch zu uns zu kommen und über unser Land verwüstend hereinzubrechen. Dagegen haben wir uns zu rüsten mit aller Macht religiöser Wahrheit."

Aber warum gebe ich diese Richtigstellung erst jetzt? Aus folgendem Grunde: Zugleich mit den ersten Zeitungsnachrichten, welche die Erregung über meine angeblichen Worte in Weitmar wiedergaben, erhielt ich auch schon die von dem Bochumer Staatsanwalt ergangene Vorladung vor das hiesige Amtsgericht. Hier stellte ich nun aus den Akten fest, daß der Bochumer Staatsanwalt von keiner Seite eine Denunziation oder einen Strafantrag erhalten hatte, sondern daß er aus sich selbst auf drei Zeitungspunkte hin die Voruntersuchung anberaumt hatte. Aber diese Zeitungsberichte widersprachen einander, daher sollte ich in der Voruntersuchung selbst sagen, was ich gesagt hätte! Selbstverständlich erfuhr dieses Ansinnen von mir eine schroffe Ablehnung. Eine Anklage war bereits gegen mich erhoben worden, und nachher sollte ich selbst sagen, worauf die Anklage begründet werden sollte?! Das geschieht wohl einem Verbrecher gegenüber, aber „geistliche Dinge sollte man nicht ohne Not und nicht ohne zwingende Beweise vor den Fiskal bringen!" Diesen Punkt bitte ich den evangelischen Leserkreis zu bedenken und darüber sich mit mir zu entrüsten!

So lange aber der Bochumer Staatsanwalt in dieser Weise vorging, sollte er auch nicht erfahren, was ich gesagt hatte; dann sollte es lieber zu einem offenen Prozesse kommen. Jetzt wird mir nun die briefliche Mitteilung, daß er die Anklage fallen lassen würde; daher nehme ich jetzt keinen Anstand mehr, die Worte öffentlich richtig zu stellen.

Aber Sie werden sagen, nicht nur ein Staatsanwalt, sondern die Presse, und nicht nur die ultramontane, sondern auch die nationale Presse der dortigen Gegend sei über meine Worte sehr erregt gewesen. Nun, was die sogenannte nationale Presse und ihre Berichte über evangelische Angelegenheiten anbetrifft, so erinnere ich Sie zunächst an die erheiternde Entdeckung, welche Sie nach unserm gemeinsamen Elberfelder Prozesse machten. Wir wunderten uns damals über die unwahren und gehässigen Darstellungen, welche sich in den sonst nationalen Blättern, wie in dem Hamburger Korrespondenten, der Hallischen und der Schlesischen Zeitung fanden. Und wo eine derartige plumpe Injizirung ultramontaner Darstellung in evangelische Leserkreise auch nicht stattfindet, so ist doch in den Literatenkreisen auch der nationalen Presse überhaupt das Verständnis evangelisch-kirchlicher Dinge verzweifelt gering. Dort werden katholisch-kirchliche Dinge, weil sie stets oberflächlicher liegen, schon eher verstanden. Diese Journalistik bezeugt an ihrem Teile die alte pelagianische Verwandtschaft des Katholizismus und des flachsten Rationalismus, und der Fluch des deutschen politischen Liberalismus, seine Interesse- und Verständnislosigkeit für christliche Dinge, macht sich in der Presse am empfindlichsten fühlbar. In dieser Hinsicht wird die sogenannte nationale Presse jetzt noch besonders gebunden: es erscheint als „opportun," einen „staatsfreundlichen" Katholizismus herzustellen, oder wenigstens als vorhanden darzustellen. Diesen schwächlichen Versuchen gegenüber muß immer wieder betont werden: in der heutigen katholischen Kirche giebt es — abgesehen von zwar vielen, aber ganz bedeutungslosen Laienkreisen, welche für sich selbst an die Evangelischen stets die Forderung der Toleranz richten, aber nicht die Leistung der Toleranz von seiten ihrer Kirche an uns erwirken können — keinen Unterschied mehr zwischen Katholizismus und Jesuitismus.

Was in Deutschlands katholischer Kirche von altchristlichen Elementen vorhanden war, ist mit den altkatholischen Theologen aus ihr geschieden, der große Rest ist — Schweigen unter den widerchristlichen ultramontanen Prinzipien des Tridentinums und Vatikanums. Darum, wer den Ultramontanismus heute bekämpfen will, der muß die katholische Kirche angreifen, und darum ist es auch meine Pflicht und meine Absicht, immer wieder die katholische Kirche und ihre Lehre anzugreifen. Allerdings darf der Angriff nicht so sein, wie ihn sich der biedere Herr W. H. in dem Rh.-Westf. Tageblatte vorstellt: „Hätte Herr Thümmel in Weitmar Feuer und Schwefel regnen lassen auf den vaterlandslosen Ultramontanismus, hätte er wuchtig dreingeschlagen und das antideutsche Welschtum mit geistigen Keulenschlägen verarbeitet" — bumms! — Das klingt beinahe wie eine Phrase aus dem alten nun schon gestorbenen Kulturkampfe! Die politischen Phrasen gegen Rom sollten abgethan sein; sie verfangen bei keinem mehr. Was aber jeden Protestanten und zumal in unsern rheinisch-westfälischen, konfessionell gemischten Gegenden mit nahegehendem Interesse erfüllt, ist der soziale Druck, den die römische Kirche in allen ihren Gliedern gegen Andersgläubige ausübt. Man schildere, wie diese soziale Tyrannei, die unter römisch-kirchlicher Flagge segelt, das systematische Abschneiden von Brot und Ehre gegen jeden, der dem römischen Klerus widerspenstig erscheint, nicht immer offenbar, aber umso fühlbarer wird. Das ist die Wirklichkeit des heutigen Verhältnisses der Konfessionen zu einander; und gegen diese traurige Wirklichkeit hilft nur die Darstellung der evangelisch-religiösen Wahrheit. Die politischen Tiraden gegen Rom sind nur noch für ihren eignen Verfasser interessant, der sich durch sie in eine angenehme Wärme hineinschreibt oder spricht; aber sie helfen nichts gegen Rom! Wirkungsvoll ist nur die allerdings mühevollere Darstellung des notwendigen Zusammenhanges der schädlichen Früchte des Katholizismus im wirklichen Leben und der Lehre des Katholizismus.

Ich lasse diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne dem Leserkreise der in Ihrem Verlage erscheinenden Zeitung ein Buch zu empfehlen, welches die oben angedeutete Schilderung des heutigen Katholizismus photographisch genau leistet. Es ist kein Roman, sondern „ein Zeitbild," wie es sich selbst nennt, betitelt: „Zu spät erkannt." Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden, 1886. In dem Buche fehlt die Hervorhebung der eigentlichen religiösen Kraft in dem evangelischen Bekenntnisse; aber die Schilderung des von der römischen Kirche ausgeübten sozialen Druckes ist bis ins einzelne genau ausgeführt.

Ergebenst

Pfarrer Thümmel.

In diesem Briefe ist durch den Druck hervorgehoben, was der Verfasser selbst unterstrichen hat. Wir fügen für heute nur hinzu: Die apokalyptische Reminiscenz und ihre Verwertung würden wir gern missen; daran, daß dem Redner bei diesen starken Ausdrücken thatsächliche Vorkommnisse vorschwebten, ist gar nicht zu zweifeln, wie er denn solche auch schon an anderm Orte veröffentlicht hat. Im übrigen enthält der Brief Beherzigenswertes genug. Man mag an dem Auftreten Thümmels in Weitmar oder sonst manches auszusetzen haben: wichtiger scheint es, den Ernst des konfessionellen Kampfes im Rheinlande zu begreifen.

(Von den Arbeiterkolonien) Die in dem Korrespondenzblatt „Die Arbeiterkolonie" enthaltenen Tabellen über die Personalbewegungen innerhalb der sechzehn deutschen Arbeiterkolonien während des Monats Juli gewähren folgende Aufschlüsse:

Aufgenommen wurden im ganzen 418, während 511 die Kolonien verließen, also 97 mehr hinwegwanderten als hinzu, eine sehr erklärliche Thatsache, wenn man sich der schönen Witterung und der überall vorhandenen Erntearbeit erinnert. Die Kolonien hatten darum freieren Raum: von den 2127 überhaupt verfügbaren Plätzen waren nur 1224 besetzt.

Von den 418 Aufgenommenen standen 143 im kräftigsten Mannesalter zwischen dreißig und vierzig Jahren; 108 zwischen vierzig und fünfzig; 57 Männer waren älter als fünfzig Jahre, 110 jünger als dreißig. Unter ihnen allen waren, wenn man von 18 getrennten Ehegatten absieht, nur 49 verheiratete, ein klarer Beweis, welcher Schutz im Familienleben liegt. 44 waren Witwer, 11 geschieden, 296 ledig. Was den Beruf anlangt, so finden wir 116 Arbeiter ohne besondre Profession (!), 40 Kaufleute, 27 Schuhmacher, 18 Schneider, 14 Schmiede, 13 Schreiber, 12 Schlosser, 12 Bäcker, 11 Buchbinder, 10 Maurer, 10 Weber u. s. f. Diese Zahlen haben darum ein Interesse, weil sie in die augenblickliche Lage der verschiednen Gewerbe einigen Einblick gewähren.

Von den 511, welche als Abgänge zu verzeichnen waren, starb nur ein einziger. 125 traten durch Vermittlung der Anstalten oder infolge eigner Bemühungen in feste Arbeit, eine nicht allzugroße Zahl. 32 mußten entlassen werden, weil ihre Zeit vergangen war; ebensoviele erhielten wegen übeln Betragens den Abschied, während allein 286 (!) auf eignen Wunsch die Kolonien verließen, weil es ihnen nicht gefiel, weil sie gern wieder wandern und trinken wollten, und was dergleichen Gründe mehr sind. Wenn man doch erreichen könnte, daß das Publikum wenigstens diesen keine Pfennige mehr gäbe!

Aus einer frühern Angabe derselben Quelle sei noch angeführt, daß im allgemeinen etwa 80 von 100 Kolonisten vorbestrafte Personen sind. Wie nötig, daß gerade diese wieder in geordnete Verhältnisse kommen!

Behufs Gründung einer ersten Arbeiterkolonie in Baiern hat der „Verein für Arbeiterkolonien" die Simonshöfe in Unterfranken um 100000 Mk. erworben. F N

(Ein guter Geschäftsname) Das Hauptgebäude einer in Schlesien gelegenen Fabrik trägt die sehr ins Auge fallende Inschrift: Ora et labora (bete und arbeite). Ein des Weges kommender Bettler hielt diese Inschrift in begreiflicher Unkenntnis des Lateinischen für die Firma der Fabrik, dergestalt, daß, wie er meinte, der eine Inhaber der Firma Ora, der andre Labora hieß. An einen zufällig vor der Hausthür stehenden Herrn wandte er sich mit der Frage: „Sind Sie der Herr Ora?" — „Nein, ich bin der Labora, war die Antwort, und werde Euch sogleich, wenn Ihr wollt, eine Arbeit anweisen." — Der Landstreicher verduftete sofort. (E. G. f. R. u. W.)

(Opferfreudigkeit) Seit dem letzten Kongreß soll die deutsche Sozialdemokratie für Parteizwecke 170000 Mark aufgebracht haben, davon 100000 Mk. für Wahlen und 50000 Mk. für die Unterstützung verfolgter Mitglieder. Die Freunde mancher guten Sache könnten sich ein Muster daran nehmen.

(Schillers Tell katholisirt) Ein belgischer Jesuit, Gustav Duray, Lehrer am Institut Bonne Esperance, hat Schillers „Wilhelm Tell" in ein dreiaktiges, für katholische Vereine brauchbares Drama umgestaltet. Am 11. August fand in diesem Jesuiteninstitut die erste Aufführung dieses Dramas „mit größtem Erfolge" statt, und andre katholische Vereine rüsten sich, dasselbe gleichfalls zur Aufführung zu bringen. (A. Ev.-luth. K.-Z.)

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig